

Jörg Splett
Lebensform Ehe

Monogamie als unverzichtbare Errungenschaft

„Das ist das Monströse in der Liebe“, erklärt Shakespeares Troilus seiner Cressida (III, 2), „daß der Wille unendlich ist und die Ausführung begrenzt, daß das Verlangen schrankenlos ist und die Tat ein Sklave des Limits.“ Allerdings. Und hierin liegt augenscheinlich der Hauptgrund für alle möglichen Monstrositäten auf diesem Gebiet und für die unauslöschliche Faszination des „Offlimits“ gerade in diesem Lebensbereich.

In der Tat ist die Spannung zwischen sexuellem Naturtrieb und seiner institutionellen Beherrschung ein ewiges Thema der Schwank- und Volksliteratur. Neuer dürfte der Ruf nach amtlicher, rechtlicher Anerkennung und Gleichstellung von „Alternativen“ zu Ehe und Familie sein. Ihm gegenüber seien hier zunächst Werden und Wesen der abendländischen Monogamie in Erinnerung gerufen. Ihr Prinzip ist das unaustauschbare Personsein des Menschen. Darauf stützt sich unser Plädoyer dafür, die unbestreitbare Not der Ehe nicht dadurch beheben zu wollen, daß man ihre humane Notwendigkeit leugnet und sich der Norm des (sei's wissenschaftlich präparierten) Faktischen unterwirft.

Zu sehen ist freilich, daß sich Rang und Würde des Personalen letztlich nur im Rückgriff auf den persönlichen Gott begründen lassen. Sollte also die biblische Tradition ihre Prägekraft in unserer Gesellschaft verlieren, dann wäre wohl auch mit dem Verlust der abendländischen Monogamie zu rechnen. Geschichte jedoch besagt nicht naturgesetzlichen Ablauf; in allen Zwängen und Gesetzlichkeiten ist sie wesentlich Antwort auf den Appell an verantwortliche und zu verantwortende Freiheit.

Zu Werden und Wesen der abendländischen Monogamie

„In der Völkerkunde wird die Ehe als die durch Sitte und Recht sanktionierte Lebens- und Sexualgemeinschaft von Mann und Frau“ verstanden, „die durch den öffentlich gebilligten Heiratsvollzug geschlossen wird. Am weitesten verbreitet ist die Einehe (Monogamie)“. So Meyers Enzyklopädisches Lexikon (7, 1973, 440).

1. Tatsächlich hat man frühere Theorien über einschneidende Wandlungen der Eheformen aufgegeben, ob aufsteigend konzipiert, von anfänglicher Promiskuität über Gruppen- und Mehrehen zur Monogamie, oder umgekehrt als Geschichte eines fortschreitenden Abfalls von der Ur-Monogamie. „Die Riten der Hochzeit werden im

allgemeinen nur einmal vollzogen. Auf diese Riten aber kommt es an und nicht auf die Zahl der Frauen oder Männer, mit denen sexuelle Beziehungen bestehen . . . Zwar gibt es die ritisch notwendige ‚Festpromiskuität‘. Das ganze Beurteilungsgewicht der Ehe aber ist auf den gültigen Hochzeitsritus gesammelt. Mehrere gleichwertige, den Namen Ehe verdienende Personenverhältnisse gibt es kaum“, schreibt Carl Heinz Ratshaw. Er faßt zusammen: „Unsere Vorstellung von Monogamie ist den Religionen fremd, aber ein voller Hochzeitsritus wird im allgemeinen nur einmal zwischen einem Mann und einer Frau vollzogen“ (RGG 1957 ff., II 315 f.).

Es sollte wohl auch gleich zu Anfang betont werden, daß die Ehe keine primär sexuelle Institution ist. Helmut Schelsky nennt es ein naives Mißverständnis der spätbürgerlichen europäischen Gesellschaft, „ihre sozial weitgehend funktionslos gewordene, auf die Intimität der reinen Personenbeziehungen reduzierte Ehe, bei der sexuell-erotische Bedürfnisse das Primat als Heirats- und Partnerwahlmotiv erlangten, für das Urmodell der Ehe zu halten“. Ehe und Familie sind nach ihm primär als „der biologisch erforderlichen langdauernden Fürsorge für die Nachkommenschaft gewidmete, vorwiegend ökonomische Gemeinschaft“ zu verstehen. Sie bauen zwar auf den Geschlechtsbeziehungen auf, sind aber nicht einfach deren Institutionalisierung, sondern regeln sie nur indirekt, im Blick auf nichtsexuelle Ziele. „Alle Stabilität der Geschlechterbeziehungen scheint also wesentlich aus nichtsexuellen Tatbeständen zu stammen und abgeleitet zu sein.“¹

Dieser Sachverhalt erklärt die traditionelle Vormundschaft der Familie über die Ehe. Und er erklärt des weiteren, daß die faktisch patriarchale Familienstruktur (über matriachale Vorvergangenheiten ist jetzt nicht zu handeln) für die Ehe das Muster eheherrlicher Gewalt bereitgestellt hat.

2. Eine detaillierte Geschichtsdarstellung wird man hier nicht erwarten. Uns mag genügen, daß für die abendländische Ehe-Auffassung das Christentum bestimmend geworden ist und „daß das Bild der christlichen Familie erst um das Jahr 1000 herum feste Formen anzunehmen beginnt. Dabei treten dann sofort zwei neue Elemente in Erscheinung, die seit dieser Zeit für die Ehe und Familie in der westlichen Welt entscheidend geworden sind, nämlich die Forderung nach ehelicher Treue, welche die positive Seite des Verbots der Vielweiberei darstellt, und zugleich die Begründung der Dauermonogamie, dies die positive Seite des Verbots der Ehescheidung. Gleichzeitig beginnt sich die Idee einer Gleichberechtigung der Geschlechter anzumelden“ (René König)².

Diese Elemente sind durchaus im Wirtschaftsverband der bäuerlichen wie städtischen Großfamilie verwirklicht und werden dort auch gelebt – bis im 17. und 18. Jahrhundert sich jenes Naturrechtsdenken durchsetzt, das „den Menschen nicht mehr primär aus seinem Familienstand, sondern einfach als geschäfts- und vertragsfähiges Individuum betrachtet“ (König, 134). Ehe wird zum freien Vertrag zweier freier Personen.

Immanuel Kants Definition ist berühmt(-berüchtigt): „Verbindung zweier Personen

verschiedenen Geschlechts zum lebenswierigen wechselseitigen Besitz ihrer Geschlechtseigenschaften“ (Metaphysik der Sitten, Rechtslehre § 24). Hegel geht in seiner Kritik an dieser Ehe-Auffassung so weit, von Schändlichkeit zu sprechen (Rechtsphilosophie § 75). Und in der Tat hat die Romantik „dieses Vertragsverhältnis wieder aufgeschlossen zu einer ausgesprochenen Liebesgemeinschaft im Sinne einer geistig-seelisch-moralischen Einheit“ (König, 135).

Doch Hegel wendet sich ebenfalls gegen den romantischen Kult der Subjektivität und die „Prätensionen“ des einzelnen Individuums auf sein Glück. Und hier schürzt sich der Knoten des problematischen Themas. „Das Recht der Besonderheit des Subjekts, sich befriedigt zu finden . . . dies Recht in seiner Unendlichkeit“ macht zwar für Hegel den entscheidenden Unterschied zwischen Altertum und moderner Zeit. Aber er betont zugleich die Bedrohung des Allgemeinen durch das Individuelle; besteht die Aufgabe des Menschen doch darin, daß er sich zum Wesentlichen sammelt „und statt sich das Zufällige und die Willkür der sinnlichen Neigung immer noch vorzubehalten, die Verbindung dieser Willkür entnimmt und . . . den Penaten (den Schutzgöttern des Heims) sich verpflichtend übergibt“, zu einem Verhältnis, dessen „Wahrheit und Innigkeit“ nur aus der „gegenseitigen ungeteilten Hingebung“ hervorgeht (§§ 124, 164, 167).

Not und Not-Wendigkeit personaler Monogamie

Nun sieht gerade das Hegelsche Denken sich dem nahezu einhelligen Vorwurf konfrontiert, in diesem übergreifenden Vernunftsystem komme das Konkret-Besondere, Individuelle zu kurz, der Person werde doch nicht das ihr zustehende Recht. Und eben dasselbe sei von der klassischen Ehe zu sagen, die er verteidigt – und die bezeichnenderweise hier mit Berufung auf ihn gerechtfertigt werden solle.

Historisch jedenfalls hat ohne Zweifel die *Personalisierung* in den verschiedensten Lebensbereichen zur *Individualisierung* geführt, besonders in Familie und Ehe. Und das nötigt zu der grundsätzlichen Frage, inwiefern überhaupt Personalität und Individualität es erlauben, sie „auseinanderzuidividieren“, geschweige denn, daß man sie gegeneinander ausspielt.

1. Im Zug einer durchaus plausiblen Entwicklung (die eine Monographie vor allem sozio-ökonomisch zu konkretisieren hätte) ist so die Form der modernen Kleinfamilie entstanden, die „Gattenfamilie“ (E. Durkheim: *famille conjugale*). Nun trägt nicht mehr die Familie die Ehe und diese (gegebenenfalls) die Neigung der Partner; sondern umgekehrt ruht die Familie auf der Ehe auf, und diese auf der persönlichen Neigung von Mann und Frau.

Und wird damit die Stabilität einer solchen Verbindung an sich schon prekär, dann verschärft sich die Situation noch dadurch, daß mit der Reduktion auf das Paar bzw. die Gattenfamilie die Glücks- und Sinnerwartungen sich wie durch Sammlung in einem Brennpunkt ungemein verstärken.

Die hiermit gegebene Überforderung der Partner wie ihrer Beziehung führt dann entweder zum Ausweg heimlicher „Lebenslüge“, „doppelter Moral“ etc. (dies der realistische Weg, wie schon anklang) – oder unter „idealistischen“ Parolen wie Freiheit, Offenheit, Mündigkeit etc. zum Programm faktischer Aufhebung der monogamen Ehe.

Nun hat man Rechtens auf einen inneren Widerspruch in dieser Liebesauffassung hingewiesen: Die Sicht der Liebe als Lebenserfüllung führt einerseits zur Forderung nach freieren „natürlichen“ Verhältnissen zwischen den Geschlechtern, also zur Propagierung einer Mehrheit von erotisch-sexuellen Kontakten. Ist andererseits aber gerade solcher Wechsel mit diesem individualistischen und gefühlsstarken Liebesbegriff in Einklang zu bringen? Tatsächlich führt diese „natürliche“ Einstellung zu mannigfaltigen schmerzlichen Konflikten. Und diese sind keineswegs mit dem Hinweis auf Besitz-Egoismus des jeweils Verletzten abzutun. Es wäre (Selbst-)Betrug, nicht wahrhaben zu wollen, daß die an sich nicht person-orientierte Macht von Eros und Sexus im Verhältnis von Personen *stets* und *unumgänglich* Probleme heraufbeschwört, sobald und solange zumindest, als sich der Mensch dieses seines Personseins bewußt ist.

Mit anderen Worten, man stellt hier der *Realität* von Ehe und Familie ein *Ideal* gegenüber; aber nicht ihres, sondern das einer „natürlichen Humanität“, das nicht bloß bis jetzt „u-topisch“, d. h. nirgendwo (verwirklicht) ist, sondern das gar nicht wirklich werden kann, weil der Mensch von Natur aus ein Kulturwesen ist. Einer Kultur kann man also niemals einfach „natürliches Leben“ als Programm entgegenhalten, sondern nur eine anders gelebte Kultur. Die Alternative zu Kultur als solcher wäre nicht etwa „Natur“, sondern Unkultur; die Alternative zu kultureller Menschlichkeit nicht unbefangenes Tier- oder Pflanzenleben, sondern „brutale“ Unmenschlichkeit.

Entsprechend wird hier behauptet, daß solche Ziele nicht bloß unerreichbar sind, daß vielmehr nach ihnen zu zielen bereits nicht etwa der Menschlichkeit näherbringt (wie wir für das Ideal der Monogamie beanspruchen), sondern sie im Grund schon verabschiedet hat, so daß sie hier nur noch dank glücklicher Inkonsequenz gelebt werden kann.

Doch diese Behauptung verlangt nach Begründung. Zu geläufig sind die inhumanen Folgen rigoristischer Monogamie-Regelung, und zu faszinierend sind Schilderungen von Selbstfindung durch toleranten Wechsel der Partner.

2. Beginnen wir damit, nach den möglichen Prinzipien dieser zweiten Lösung zu fragen (nicht nach deren Realität, denn dann hätten wir noch leichteres Spiel als die Gegner der Monogamie). Welcher Grundsatz soll hier den Partner-Wechsel bestimmen? Es läßt sich kein anderer finden als das Bedürfnis des Wechselnden bzw. dessen, der zum Wechsel freigegeben werden will. Dieses Bedürfnis zielt auf Ergänzung, vom rein Körperlichen (das es für sich genommen beim Menschen nicht gibt – Begehren zielt bei ihm nicht bloß auf Spannungsabfluß, sondern eigentlich auf das Begehren des anderen) bis ins rein Geistige (das sich beim Menschen ebensowenig in isoliertem Eigenstand findet). Und die gesuchte Ergänzung vermitteln bestimmte Qualitäten des zu wählenden Partners.

Damit aber läßt sich die hier prinzipiell propagierte Liebe präzise beschreiben. Gehen wir davon aus, daß man 1. Grundwort und Grundtat jeder Liebe auf die „Formel“ bringen kann: „Es ist gut, daß es dich gibt“³, und daß 2. human-verantwortliche Liebe antworten können muß auf die zögernd sich riskierende Frage „Warum (ist es gut, daß es mich gibt)?“, dann lautet die Antwort dieses Programms: Es ist gut, weil du dies oder jenes kannst, besitzt, an dir hast – von der Augenfarbe und den Körpermaßen, von Geld und Prestige bis zu Geist, Gefühl und Seelenadel.

Das aber sagt in Strenge, daß nicht eigentlich *dein* Dasein gut ist, sondern das Dasein der entsprechenden Qualitäten (zugegeben, daß sie in diesem konkreten Vorkommen die deinen sind und nur als deine da sind). Daraus folgt einmal, daß mit deren Schwund dein Dasein für mich aufhört, gut zu sein; sodann, daß ich beim Vorkommen ihrer an jemand anderem genauso sagen werde (oder sogar mit größerer Intensität, wenn ich sie dort in höherem Maße finde): gut, daß du da bist.

Nun ist diese Formel – wie alles menschliche Reden und Tun – zumindest doppeldeutig, und die Vertreter dieses Programms argumentieren entsprechend in mindestens zweierlei Richtung.

a) Die erste Gruppe gibt freimütig zu, es gehe ihr in der Tat nicht um die „Person“, was immer das sei, sondern tatsächlich um Qualitäten. Sie weist mit Recht darauf hin, daß wohl kaum eine Ehe aus rein personaler Sicht zustande kommen dürfte; denn Person sind jeder und jede: ein solcher Eheabschluß würde darum entweder gänzlich beliebig oder unmöglich. Hegel hat darum den subjektiven oder äußerlichen Ausgangspunkt der Ehe für „seiner Natur nach zufällig“ erklärt (§ 162). Und wer wollte dieses Urteil bestreiten? (Ein anderes ist schon die weitere Deutung des Zufalls, etwa psychophysisch, gar pathologisch oder als Fügung.)

Strittig hingegen ist, ob der Mensch hierbei grundsätzlich stehenbleiben soll bzw. darf. Ob sein Rang nicht in der Fähigkeit liegt, sich zu binden, Verbindlichkeiten einzugehen, Versprechen zu geben und sich daran zu halten. (Friedrich Nietzsche: „Ein Tier heranzüchten, das versprechen darf – ist das nicht gerade jene paradoxe Aufgabe selbst, welche sich die Natur in Hinsicht auf den Menschen gestellt hat? Ist es nicht das eigentliche Problem *vom* Menschen?“ Genealogie der Moral II 1) Ein Versprechen jedoch, das seine „Laufzeit“ auf die Dauer der bestehenden Faszination beschränken wollte, wäre läppisch.

Halten wir fest, daß es jetzt (mag sein, in philosophischer „deformation professionelle“) nicht um die konkrete Einzelrealität geht, also darum, daß solch ein Wechsel mehr oder weniger „menschlich“ oder „brutal“ durchgeführt werden kann. (Ein gebildeter Mensch ging auch mit seinen Sklaven – wie mit jeglichem Eigentum, einem Pferd oder Hund etwa – pfleglich und „human“ um.) Jetzt steht vielmehr das prinzipielle Verständnis von Rang und Würde der „Menschheit“, wie Kant sagte, d. h. des Menschseins, im anderen wie in mir zur Diskussion. Und dies läßt sich in qualitativer Perspektive nicht fassen. Wer sich also für sie entscheidet, hat damit das „Menschsein“ als solches, die Wirklichkeit von Person bereits aus dem Auge verloren.

Unbestreitbar ist ja Kultur eine Last; und das Belastendste daran sind nicht die quasi-naturhaften Zwänge, sondern gerade die Freiheit einfordernden Imperative. Ein Erlebnis Margaret Meads illustriert diesen Sachverhalt⁴: Dörflern in Neuengland war von Gott geoffenbart worden, „daß jeder genau das tun solle, wozu er Lust habe. Düster rissen sich die Dorfbewohner mit beispiellosem Ungestüm die Kleider vom Leibe und rannten, tierische Schreie ausstoßend, wie Tiere auf allen vieren herum. Keiner kam auf einen besseren Einfall.“

Grundsätzlich hat das Votum für die eigenen Bedürfnisse als Lebensnorm, wie „kultiviert“ und „niveauvoll“ auch immer, die gleiche Entscheidung getroffen. (Kantisch gesagt: „Ein freier Wille und ein Wille unter sittlichen Gesetzen ist einerlei.“ Hegel spricht bezüglich einer Bedürfnis-Moral vom „geistigen Tierreich“⁵.) Man sollte darum ein solches Programm zum wenigsten nicht als kulturellen Fortschritt verkünden, sondern sich zu ihm als zu der Regression bekennen, die es in Wahrheit bedeutet.

b) Es gibt aber noch eine zweite Gruppe, und deren Vertreter argumentieren gerade entgegengesetzt. Eben weil es eigentlich um die Person zu tun sei, könne an einem bestimmten leiblichen Verhalten und auch an erotisch-seelischen Verhältnissen nicht so viel liegen; hier werde fälschlich überbewertet. „Gut, daß es dich gibt“ sei doch gegenüber jedem Wesen und erst recht gegenüber jeder Person zu sagen und zu vollziehen. Dementsprechend müsse auch endlich das Besitz-Denken der tradierten Ehe-Sicht überwunden und der Mensch zur unbeschränkten Nächsten-Liebe freigegeben werden.

Auch darauf läßt sich nur in mehreren differenzierenden Schritten erwidern. Gleich abgetan sei der Versuch, dieses neue Programm durch Denunzierung eines angeblich bisher allbestimmenden Egoismus zu rechtfertigen. Diese Begründung reicht 1. für die verkündete Zukunft nicht aus. Denn sollte der Mensch bislang grundlegend egoistisch bestimmt gewesen sein: wer will dann hier und jetzt begründet zwischen den Parteien richten, deren eine auf der irdischen Unüberwindlichkeit des Allzumenschlichen, d. h. des Eigeninteresses des Menschen, besteht (was nicht schon heißen muß, daß man es zur obersten Norm macht; aber man rechnet damit), während die andere fragt, woher man wisse, ob nicht morgen oder übermorgen doch der „neue Mensch“ auf dieser Erde leben werde (dank entsprechender Bewußtseinsänderung durch gemäße Sozialisation)?

Und 2. versagt, dies vor allem, das Plädoyer vor der Vergangenheit wie dem Heute. Denn zu viele Menschen werden aus Ehrlichkeit und aus von der Wahrheit gebotener Dankbarkeit sich dagegen verwahren, daß man Schuld und Not in der bisherigen Ehe- und Familienwirklichkeit dazu benutzt, diese *zynisch-grundsätzlich* auf ein Besitz-Denken zu reduzieren. (Man sollte darum auch bei linguistischen Entlarvungen behutsamer sein: „Mein Mann, meine Frau“, das *kann* durchaus besitzerisch gemeint sein; aber es *muß* diesen Sinn mitnichten haben, jedenfalls nicht als fundamentale Bestimmung. Es kann ebenso ein In-Dienst-Genommensein ausdrücken, wie „meine Aufgabe, mein Ruf und Sinn“, also gerade jemanden meinen, dem und für den ich verantwortlich bin.)

Ernster ist die positive Begründung zu nehmen. Denn tatsächlich dürfen Menschenachtung und Liebe nicht vor irgendwelchen Schranken enden; von jeder Person gilt, es sei gut, daß sie da ist. Doch wie ist diese Bejahung zu leben?

Zunächst sei an Hegels Hinweise erinnert, daß in der Ehe *Ungeteiltheit* personaler Hingabe verlangt ist. Fügen wir im übrigen an, daß diese Hingabe eine natürliche Konsequenz im Lebensbeginn einer neuen Person hat. Diese Folge ist zwar keineswegs unausweichlich und auch nicht allein- oder nur erstbestimmend für unsere Frage; wenn man sie aber bei der Reflexion von Sexualität im allgemeinen und von Ehe im besonderen vergäße (verdrängte?), hätte man die anthropologische Situation (aus der ein jeder von uns her stammt!) um eine Wesensdimension verkürzt. „Anthropologisch“ aber, statt einfach „menschlich“, nenne ich diese Situation, weil es in ihr – wenn nicht bei der Zeugung, so doch im Ja zur Geburt – stets auch um den „Logos“, den Sinn menschlichen Daseins geht. Doch kehren wir zum Paar als solchem zurück.

Eine „polygame“ Teilung der Zuwendung wird dem Rang und der Würde von Person nicht gerecht; und zwar nicht, weil diese „egozentrisch“ mehr beansprucht, sondern weil es ihr gebührt. Entweder also meint solch „geteilte Aufmerksamkeit“ die anderen gar nicht in ihrem eigentlichen Selbst – indem sie es ausspart und unthematisch respektiert (dies die Weise der Achtung im gewöhnlichen Umgang). Oder, wenn sich dies als adäquate Antwort auf die Lebenszuwendung des anderen Menschen verstünde, spräche es ihm faktisch die Personwürde ab, wäre also Verachtung.

Person ist als Zweck zu nehmen, und das heißt: als „Endzweck“. Mehrere Zwecke nebeneinander, sollten es Endziele sein, würden die Identität des auf sie sich Beziehenden sprengen; oder sie wären letztlich doch Durchgangs-Stationen und Mittel zu jenem Endzweck, von dem her sie alle in gleicher Frontlinie ständen. In beiden Fällen wäre die Person verloren.

3. Darum propagiert man innerhalb dieser Sicht ja auch weniger die Polygamie als etwa die „offene Ehe“. Das heißt, Ehe wird durchaus in dem Sinn als monogam entworfen, daß man sie als unverbrüchliche Lebensgemeinschaft Zweier versteht, aber so, daß den Partnern erotisch-sexuelle Verhältnisse zu anderen erlaubt, wenn nicht gar angeraten werden.

Wie angesichts dessen wiederum behutsam differenziert werden muß, zeigen unreflektierte Unstimmigkeiten im Abstand von wenigen Seiten im Buch des Ehepaars Nena und George O'Neill⁶: S. 93 f. heißt es – nach dem Hinweis, erzwungene Kontaktbeschränkungen seien unter Umständen ehegefährdender als Offenheit –, es gebe natürlich das Risiko, „daß Irene oder ich eines Tages jemanden treffen, der besser aussieht, reicher oder intellektuell stimulierender ist, und das wäre vielleicht das Ende unserer Ehe“. Fällt man damit nicht doch wieder in das besprochene Qualitäten-Denken zurück? Nicht durch die unstrittige Konstatierung solcher Möglichkeit, sondern durch die Weise, wie man hier damit rechnet.

Bedenkenswert hingegen die S. 95 genannten ausgearbeiteten Regeln: 1. absoluter Vorrang der gegenseitigen Beziehung (eigens wird dazu der Zeit-Faktor angesprochen);

2. Orientierung des Dritten über die(se) Beziehung des Paares; 3. Rücksicht auf das Wohl auch des Dritten; 4. Beschränkung auf ausgeglichene und unabhängige Menschen (nicht etwa unglücklich Verheiratete oder Verheiratet-Gewesene, die das noch nicht verarbeitet haben; ihnen könne man helfen, doch eine enge Beziehung wäre für alle nicht gut).

Wie steht es nun mit der Anwendung dieser Regeln auf die Dimension der Sexualität im engeren Sinn? Zunächst wird wieder bloß die Eifersucht diskutiert (132 ff.), was zwar richtig und wichtig ist, doch die prinzipielle Frage verunklärt. Denn daß sie bei den Eskimos oder den westafrikanischen Lobi kaum vorkomme, wäre erst noch zu interpretieren – oder würden die Autoren sich in ihrer Absage an Sklaverei oder Kannibalismus durch ähnliche Fakten-Hinweise beeindrucken lassen? Ebenso ist es irrelevant, daß (136 ff.) der Mensch „von Natur aus nicht monogam“ ist („von Natur aus“ spricht er auch keine einzige menschliche Sprache). Bezeichnenderweise wird Liebe als Gefühl aufgefaßt, und Sexualität vor allem erscheint nur in den Polen von totaler Verschmelzung oder fröhlich humorvollem Spiel (142 f.).

Von solcher (abendländischer Hochmut könnte meinen: amerikanischer) Naivität ist es nur ein Schritt zu der toleranten Feststellung Anton Grabner-Haiders, daß „ohne Zweifel . . . erotisches Spiel und sexuelle Entfaltung auch in der Gruppe möglich [sei]. Auch hier wollen wir den unpersonalen ‚Gruppensex‘ deutlich von einer personal integrierten ‚Gruppenerotik‘ unterscheiden.“⁷ Unstreitig finden sich hier erhebliche Unterschiede; und in der Tat, „ohne Zweifel“ können solche Methoden kranken, d. h. sehr gestörten Menschen helfen. Doch scheint mir enthüllend, wie hier ohne Vorbehalte (es gibt nur einen bedauernden Seitenblick auf die christliche Moral) von Experimenten die Rede ist (146). Natürlich sind damit nicht wissenschaftliche Experimente gemeint, und andererseits ist, wenn irgendwo, dann im Raum des Eros, der „Gehorsam“ durch „Phantasie“ (Dorothee Sölle) zu beflügeln. Aber es wäre doch ernsthafter Prüfung wert, inwiefern auch und gerade das sexuell-erotische Selbstverhältnis des Menschen bereits durch die Wissenschaftsmentalität von Machbarkeit und erprobender Manipulation bestimmt ist – mit ungleich schwereren Folgen als bei dem früheren religiös-sakralen Verständnis. Darf man vergessen, daß heute Probiertes morgen zu der eigenen Vergangenheit gehört und, wie nicht zuletzt die Tiefenpsychologie uns gelehrt hat, uneliminierbar alle weiteren Verhältnisse bestimmt?

Besonders auffällig sind Offenheit und Experimentierfreudigkeit bestimmter Autoren insofern, als ihnen zugleich ein um so wacheres Mißtrauen gegenüber der tradierten Sicht korrespondiert. Mit anderen Worten: von den Gefahren der Enge ist ständig die Rede, riskante Versuche sind Zeichen mutvoller Humanität. Daß es inzwischen nicht ekklesiogene Neurosen und Verdrängungsschäden sind, die die seelenärztlichen Praxen füllen, sondern Folge-Erkrankungen forciertter Offenheit und sexuellen Leistungsdrucks, muß man dann anderswo nachlesen. Theodor Haeckers Feststellung drängt sich auf: „Die Heuchelei und die Schamlosigkeit sind die beiden Pole der Verworfenheit, zwischen denen die Menschen sich bewegen.“⁸

O'Neills zitieren (139) Rollo May, daß Liebe das höchste Maß an Selbst-Bewußtsein sei und zugleich das Höchstmaß an Verschmelzung mit dem Partner. Von dorthier scheinen mir sexuelle „Außenkontakte“ nur um den Preis vertretbar, daß wir das biblische „Erkennen“ ebenso als „romantische“ Übersteigerung abtun wie das religiöse Verständnis der Sexualität in den unterschiedlichsten Kulturen. Damit aber reißt man erneut Person und Leiblichkeit auseinander und so, daß es faktisch, trotz aller poetischen Einkleidungen, auf eine Abwertung des Leibes und seiner Vollzüge in seiner und ihrer Symbolkraft hinausläuft. Dem sollte sich die gängige Kritik an Platon oder christlichem Dualismus nicht verschwistern, wenn man ernstgenommen werden will.

Biblische Ehe

Damit wird aber endlich jene Einrede spruchreif, die unsere Reflexion gewiß schon seit langem begleitet: Woher werde denn hier immerfort von Rang und Einzigkeit der Person und des Personalen gesprochen? Dies geschieht eingestandenermaßen aus der biblischen Tradition; denn die abendländische Monogamie ist unleugbar christlich inspiriert. Unsere philosophische Überlegung hat vom Thema „Sakrament der Ehe“ abzusehen. Aber klargestellt sei, daß der Begriff der Person im Sinn der Einzigkeit des unvertretbaren „Namens“ aus jüdisch-christlicher Tradition stammt und letztlich allein im Rückgriff auf einen persönlichen Gott gerechtfertigt werden kann.

Die These von der naturrechtlichen Unauflösbarkeit der Ehe verlangt daher nach einem differenzierteren Verständnis; denn Natur und Selbstauffassung des Menschen bestehen geschichtlich und müssen dementsprechend in ihrer Geschichtlichkeit gesehen werden: Erst in der Tradition einer konkreten (Offenbarungs-)Geschichte hat der Einzelne sich als solchen und als Person erkennen gelernt.

Wie in der Tat soll angesichts seiner unbestreitbaren Bedingtheit und Beschränktheit der Einzelne *unbedingt* anerkannt, respektiert und geliebt werden können? Es gibt zuletzt nur eine Möglichkeit, ein unbedingtes Ja zu einem anerkannt bedingten Menschen zu verantworten: die Berufung auf ein (unbedingtes) Ja zu ihm, das nicht von einem bedürftigen oder launischen endlichen Wesen, sondern aus der freien Souveränität absoluter Personwirklichkeit ergeht. Das heißt, wenn ich zu einem Menschen nicht nach *seinem* Maß (nach seinen Qualitäten), sondern unbedingt soll verantwortbar ja sagen können, dann muß mein Maß das unbedingte Ja Gottes zu ihm sein, aus dem er der ist und sein soll, der er ist.

Wer von der Göttlichkeit und Heiligkeit der Liebe und ihrer Ewigkeit reden wollte, nur um seiner Faszination durch den anderen Menschen Worte zu leihen, mag psychologisch wie poetisch aufrichtig sein, vor dem Urteil des Denkens und darum auf dem Prüfstand der Zeit entlarvt sich solches Reden als Selbstmißverständnis. Und ist der anfängliche Zauber der Verbindung verblaßt, dann überfordert der ungedeckte Unbedingtheits-Anspruch die Partner zerstörend.

Zugleich aber kann der Mensch von diesem Anspruch nicht lassen, in der Suche nach vorbehaltlosem Bejaht-werden-Können wie nach ebenso entschiedenem Bejahen-Können. Das erklärt die allgemeine Zunahme der Ehescheidungen und Partnerwechsel in Lebensläufen, die man nicht einmal als Odysseen bezeichnen kann, weil ihr Ithaka U-topie bleibt.

Hier tut sich das quälende Dilemma eines „nach-christlichen“ Zeitalters auf, da der Mensch vom Christentum eröffnete Perspektiven und Erwartungen festhält, aber nicht mehr den Zugang zu ihrer christlichen Erfüllung findet. Wird er auf die Dauer deshalb diese seine Erwartungen und Perspektiven verabschieden? (Die Faszination eines person-auflösenden östlichen Denkens wäre auch in diesem Kontext zu reflektieren.) Oder entdeckt er aufs neue deren tragenden Grund?

Auch wer die abendländische Monogamie für eine unverzichtbare Errungenschaft hält, muß sich sagen, daß Unverzichtbares nicht unverlierbar ist. Eben darum bedarf es gegenüber töricht-naiven wie nur zu bewußt ideologischen Aufforderungen zum Experiment der Unterscheidung der Geister und des entschiedenen Einsatzes für die befreiende Wahrheit des unverkürzten Humanen.

Christliche Toleranz kann nicht heißen, sich in binnenkirchliche Reservate verweisen zu lassen. Konkrete Kulturgestaltung bereits ist eine Gemeinschaftsaufgabe, von der man niemanden ausschließen und von der niemand sich ausschließen darf. Erst recht aber lassen der Wille zur Menschlichkeit und die Verantwortung für den Menschen sich nicht etwa „gruppenspezifisch“ beschränken.

Wenn man gerade bei unserer Frage die Christen mit Recht dazu aufruft, aus früheren Versäumnissen zu lernen, dann gilt das auch für die in dunklen Jahren erreichte Einsicht, daß die Sorge um den Menschen unteilbar sein muß. Der Mensch aber, sein Personsein und seine Menschlichkeit überhaupt, nicht etwa bloß sekundäre Kulturregelungen, stehen zur Frage, wo über die Ehe als Lebensform diskutiert wird. Der Christ darf nicht schweigen.

ANMERKUNGEN

¹ H. Schelsky, *Soziologie der Sexualität* (Hamburg 1955 u. ö.) 27, 29.

² *Soziologie der Familie*, in: *Soziologie*, hrsg. v. A. Gehlen u. H. Schelsky (Düsseldorf 1964) 121–158 (Lit.), 131.

³ J. Pieper, *Über die Liebe* (München 1972) 39.

⁴ M. Mead, *Mann und Weib* (Hamburg 1958 u. ö.) 50.

⁵ Kant, *Grundlegung zur Metaphysik der Sitten* III (Werke in sechs Bänden [Weischedel] IV 82); Hegel, *Phänomenologie des Geistes*, Abschnittsüberschrift im Vernunftkapitel.

⁶ N. u. G. O'Neill, *Die offene Ehe* (Reinbek 1975).

⁷ A. Grabner-Haider, *Eros und Glaube* (München 1976) 145.

⁸ Th. Haecker, *Tag- und Nachtbücher 1939–1945* (Olten 1946) 19.